

Wolframs „Parzival“, evangelisch gesehen.

Von Lic. Erwin Wißmann.

Die letzten fünfzehn Jahre brachten außerordentlich fruchtbare neue Untersuchungen über Wolframs von Eschenbach „Parzival“, vor allem aus der Feder der beiden Germanisten Gottfried Weber und Friedrich Knorr¹⁾. So verdienstvoll deren Arbeiten zur Aufhellung des Gesamtgefüges der gewaltigen Dichtung und zur Erkenntnis der weitreichenden genialen Intentionen des großen Eschenbachers auch sind und so sehr sie neben den soziologischen und politischen Gesichtspunkten auch die allgemein geistesgeschichtliche und religiöse Bedeutung Wolframs herauszustellen versuchen, so fehlt daneben bislang eine besondere Betrachtung des christlichen Gehalts der Dichtung unter spezifisch evangelischen Gesichtspunkten²⁾. Liegt nach Webers zutreffenden Beobachtungen die religiös-christliche Ausrichtung des Gesamtwerkes auf der Hand, so ist es unsere Aufgabe, aus den mannigfaltigen, breit hingelagerten Schilderungen des großen Epos die christliche Linienführung herauszuschälen und die Eigentümlichkeit der christlichen Aussagen und Motive aufzuzeigen, um diese nicht nur für eine historische und systematische Würdigung, sondern auch für eine homiletische und religionspädagogische Auswertung, zumal für eine paradigmatische Benutzung in Verkündigung und Unterricht bereitzustellen. Das mag im folgenden in erster knapper

1) Gottfried Weber, Wolfram von Eschenbach, seine dichterische und geistesgeschichtliche Bedeutung, Band I, 1928. — Ders., Der Gottesbegriff des „Parzival“, 1935.

Friedrich Knorr, Welt und Mensch in Wolframs „Parzival“. Zeitschrift für Theologie und Kirche, Neue Folge XV, 1934, S. 358—378 und XVI, 1935, S. 77—92. — Ders., Wolframs „Parzival“ und die deutsche Reichsidee. Zeitschrift für Deutschkunde, 1936, S. 160—173. (Vgl. auch Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, X, 1934, Heft 6.)

Erwähnung verdienen daneben die geistvolle Abhandlung von Wilhelm Dilthey, Wolfram von Eschenbach, geschrieben 1907/08, veröffentlicht 1933 durch H. Nohl und G. Wisch in dem Nachlaßband „Von deutscher Dichtung und Musik“, S. 107—130, sowie die feinsinnige Studie von Gertrud Bäumer, Wolfram von Eschenbach, 1938, bes. S. 50—81.

Der Raummangel verbietet es leider, zu diesen Arbeiten im einzelnen hier Stellung zu nehmen.

2) Von älteren evangelisch ausgerichteten Untersuchungen sind zu nennen:

San-Marte (= Albert Schulz), Über das Religiöse in den Werken Wolframs von Eschenbach. Parzival-Studien, Heft II, 1861. (San-Marte bearbeitet die religiösen Äußerungen Wolframs im Spiegel theologischer Loci und dogmatisch-ethischer Einzelbegriffe.)

Bernhard Spieß, Die christlichen Ideen der Parzivaldichtung. Programm des Königlichen Gymnasiums zu Wiesbaden, 1879, S. 3—15. (Diese völlig unzureichende Darstellung gipfelt in der These, Wolframs „Parzival“ sei „eine Allegorie der christlichen Erlösung“.)

Skizzierung geschehen³⁾, um später hoffentlich in größerem Zusammenhang ergänzt werden zu können. Die aktuelle Bedeutung einer derartigen Betrachtungsweise dürfte aber schon durch diese kurze Beleuchtung des wichtigsten Befundes eindrücklich werden.

Als Christ singt Wolfram in seinem „Parzival“ das Hohelied von der Treue Gottes.

Diese Treue wird Parzival an allen wichtigen Wendepunkten seines Lebens verkündet. Zuerst von seiner Mutter Herzloyde, auf des Knaben erstaunte Frage: „Oweh, Mutter, was ist Gott?“ mit den Worten: „Sohn, merk dir diese Weise / und fleh ihn an in deiner Not: / Seine Treu' der Welt stets Hilfe bot“ (119, 17—24)⁴⁾. Dann von dem alten Ritter Kahenis bei dessen Hinweis auf die Bedeutung des Karfreitags: „Wo ward je höhere Treu' gesehn / als die, die Gott für uns beging, / da man für uns ans Kreuz ihn hing“ (448, 10—12). Danach von dem frommen Einsiedler Trevrizent in dem langen Gespräch über Gottes in der Bibel bezeugte unwandelbare Hilfe, Treue und Liebe (461, 28—466,6) und zuletzt in seinem Schlußlobpreis der Wunderwege Gottes: „Gott ist Vater und Sohn zugleich, / sein Geist ist großer Hilfe reich“ (797,29 f.).

Der Treue Gottes entspricht die Treupflicht menschlichen Trauens und Glaubens. Darum mahnt Trevrizent: „Seid getreu ohn' alles Wanken, / da Gott die Treue selber ist!“ (462, 18 f.). Auf diese Treue Gott gegenüber zielen die Anfangsverse der ganzen Dichtung mit ihrer Betonung von „Stäte“

An neueren evangelischen Arbeiten wurden eingesehen:

Erich Vogelsang, Umbruch des deutschen Glaubens von Ragnarök zu Christus, 1934, S. 42—51: „Im Kampf um Ehre und Liebe (Parzival)“; vgl. auch Deutsche Theologie, 1934, Heft 2, S. 89 ff.

Julius Richter, Germanentum und Christentum in Wolframs „Parzival“. Deutsche evangelische Erziehung. Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht, Jahrgang 48, 1937, S. 52—68.

(Beide Aufsätze behandeln die angegebenen Spezialfragen.)

Von katholischen Arbeiten war zugänglich:

Anton Sattler, Die religiösen Anschauungen Wolframs von Eschenbach. Grazer Studien zur deutschen Philologie, hsg. von Schönbach und Seuffert, Heft I, 1895. (Sattler beschränkt sich wie der von ihm angegriffene San-Marte auf eine registrierende Untersuchung theologischer Loci. Nach ihm stimmt Wolfram von Eschenbach „der Hauptsache nach mit den Anschauungen der katholischen Kirche vollkommen überein“.)

3) Verfasser befindet sich z. Zt. verwundet in Lazarettbehandlung und mußte diesen Geburtstagsgruß für den verehrten Jubilar und Empfänger des vorliegenden Bandes in kürzester Frist niederschreiben. — Bewußt beiseite gelassen sind die neuerdings mehrfach verhandelten ethischen Fragen des Verhältnisses zwischen christlicher und ritterlicher Lebensauffassung und der damit verbundenen Stellung zur Welt überhaupt.

4) Die von uns gebotene Versübertragung der Belegstellen versucht, dem mittelhochdeutschen Urtext in Wortlaut und Reim möglichst nahe zu kommen. Die Verzählung folgt den geläufigen wissenschaftlichen Textausgaben.

und „Unstäte“ und ihrer Warnung vor des unseligen „Zweifels Wanken“ (1,1—14; vgl. 119,28).

In dieser Treupflicht versagt Parzival. Er bezweifelt die Treue Gottes, da er sie falsch versteht. Er versteht sie allzu menschlich, im Bann seiner ritterlichen Erziehung und des damaligen Ritterdienstes, entsprechend dem Schema von Leistung und Gegenleistung, von Dienst und Belohnung. Weil er sich — nach der furchtbaren Verfluchung durch Sigune und Kundrie (254, 30 ff. und 316, 1 ff.) — trotz all seines redlichen, ritterlichen Bemühens von Gott verlassen, vergessen und ins Unrecht gesetzt fühlt, empört er sich wider Gott und sagt ihm den Dienst auf. „Weh, was ist Gott? / Wär' der gewaltig, solchen Spott / hätt' er uns beiden nicht gegeben, / könnt' er als Gott mit Kräften leben. / Ich war ihm dienend untertan, ' hofft', seine Gnade zu empahn. / Nun will ich ihm den Dienst aufsagen: / Hat er Haß, — den will ich tragen“ (332, 1—8; vgl. 447, 25—30).

Er glaubt, Gott hasse ihn, und darum bricht in ihm selbst der Gotteshaß auf. So verläßt er Kahenis und seine Töchter mit den Worten: „Es fügt sich besser, daß ich scheide, / da ich voll Haß ja jenen meide, / den sie von Herzen minnen, / auf dessen Hilf' sie sinnen. / Er hat seine Hilf' an mir gespart / und mich vor Sorgen nicht bewahrt“ (450, 17—22). Und noch vor Trevrizent bekennt er in überwallender Erregung: „Haß gegen Gott trag ich im Herzen“ (461, 9). Nicht mehr auf Gottes Macht und Hilfe vertraut er, sondern nur noch auf sich selbst, auf seine eigene Kraft und Stärke, und daneben auf die Liebe seines fernen Weibes, deren Minne ihn segnen soll.

Aber Gottes Treue leuchtet nur umso heller über seinem Leben. Sie zerschlägt ihm seine Selbstherrlichkeit und führt ihn aus dem Gotteshaß zurück zu Vertrauen, Heil und Frieden.

Wunderbar und mannigfaltig ist dieser Gottesweg, zielstrebig und sicher. Gottes Hand leitet ihn vermittelt der Menschen, mit denen er zusammengeführt wird, und zwar sowohl durch ihr Wort und ihren Rat wie durch das Widerfahrnis der oft schmerzlichen Begegnung mit ihnen.

Der Gnadenweg Parzivals beginnt bei seinem dritten Zusammentreffen mit seiner Base Sigune. „Da wollte Gott sich seiner annehmen“ (435, 12). Sigune, die seine Sorge und Not spürt, verweist ihn auf Gottes Hilfe. „Sie sprach: Nun helfe dir dess' Hand, / dem aller Kummer ist bekannt“ (442, 9 f.).

Dieser gute Wunsch erfüllt sich. Gottes Hand führt ihn zu Kahenis, dem Karfreitagspilger, der dem Zweifel Parzivals an der Treue Gottes den höchsten, eindeutigen und unwidersprechlichsten Erweis der Gottestreue entgegenstellt, den Tod Christi auf Golgatha (448, 7—12).

Des Pilgers Rat und Gottes Wille führen den jungen Ritter weiter zu Trevrizent. Unterwegs senkt sich in sein eben noch von Gotteshaß erfülltes Herz zum ersten Mal der Gedanke an Gott als den Schöpfer der Welt: „Allererst er da gedachte, / wer all die Welt vollbrachte, / an seinen Schöpfer hehre, / wie gewaltig der wäre“ (451, 9—12). Und im Weiterreiten muß er sich fragen: „Ob Gott nicht doch noch Hilfe fügt, / die über meine Trauer siegt? / . . . Ist heute seiner Hilfe Tag, / so helf' er, wenn er helfen mag!“ (451, 13 f. und 21 f.). Er wendet sein Pferd um, sodaß es nicht mehr der von den Pilgern gewiesenen Richtung zu dem Einsiedler folgt, läßt ihm die Zügel über die Ohren fallen und ruft ihm zu: „Nun laufe, wie Gott will!“ (452, 9). Das Roß bringt ihn dennoch zu Trevrizents Klause.

Dem Gottestrotz Parzivals gegenüber bezeugt Trevrizent Gottes unwandelbare Treue und Liebe (461 ff.). Aus der Heiligen Schrift berichtet er, wie mit den ersten Menschen die Sünde in die Welt kam und von Geschlecht zu Geschlecht weiter wirkt: „Die Sippe ist ein Sündenwagen, / sodaß wir Sünde müssen tragen.“ Erbarmung kommt allein von Gott, der — Mensch geworden — „mit Treue gegen Untreue streitet“ (465, 5 f. und 10). In ihm wohnt „wahre Minne“: „Er ist ein durchleuchtend Licht / und wankt von seiner Minne nicht. / Wem er Minne erzeigen soll, / dem wird mit seiner Minne wohl“ (466, 3—6). Zwischen Gottes „Minne“ und „Haß“ haben die Menschen zu wählen: „Der Schuldige ohne Reue / flieht die göttliche Treue. / Wer aber büßt der Sünden Schuld, / der dient um werthe Huld“ (466, 11—14).

Doch bei der theoretischen Belehrung über Sünde und Sündenvergebung bleibt es nicht. Gott läßt durch Trevrizent Parzival erkennen, wie sehr er selbst, ohne es zu wissen, in Sünde verstrickt ist. Nicht nur durch seine versäumte Frage vor Anfortas, nicht nur durch seinen Gotteshaß und seine Nichtachtung des Karfreitags ist er nach seinem eigenen Geständnis „ein Mann, der Sünde hat“ (456, 29 f.); er ist sogar der Mörder seiner Mutter, deren Herz bei seinem Wegriff brach, und der Mörder seines Verwandten Ither, den er ahnungslos in dem roten Ritter erschlug. Für diese Doppelsünde soll Parzival nun Buße tun: „Willst du mit Gott in Treue leben, so sollst du Wandel (= Buße, Genugtuung) dafür geben“ (499, 17 f.). So rät ihm sein frommer Oheim Trevrizent, der bedeutungsvoll von sich sagen darf: „Ich bin der Rat, den Gott dir gewährt“ (489, 21). Aber er will und soll ihm noch mehr sein: der Bürge und Mittler von Gottes Vergebung selbst. Darum spricht er zu Parzival vor dessen Abschied: „Gib mir deine Sünden her! / Vor Gott bin ich deines Wandels (= deiner Buße) Gewähr“ (502, 25 f.) und nimmt ihm damit — als Laie! (462, 12) — seine Sünden ab (vgl. 501, 17: „Er schied ihn von den Sünden“).

Solchermaßen hat Parzival nicht nur das Wissen, sondern auch die eigene erschütternde Erfahrung von Sünde und Sündenvergebung, von Schuld und Buße und Gnade. Er weiß, daß Sünde Sonderung von Gott ist, Treulosigkeit gegenüber seiner ewigen Treue. Er weiß aber ebenso, daß Sünde Absonderung von dem Nächsten ist, bewußtes oder unbewußtes Vorübergehen an seiner Not, absichtliches oder absichtsloses Schuldigwerden an seinem Leben, an seiner Gesundheit oder an seiner Ehre. Er hat den Fluch des Sündigenmüssens an sich erfahren und ebenso das Ausgeliefertsein an Gottes Vergabung. Denn wenn er auch sein törichtes Schuldigwerden an der Herzogin Jeschute, der er einst Kuß und Ring und Spange geraubt (130—132), hatte wiedergutmachen können (262—271), so kann er den Tod der Mutter und die Tötung seines Verwandten Ither nimmermehr aufheben. Für diese Untaten kann er sich nur der grundlosen Gnade Gottes befehlen.

Aber er wird von Gottes Treue noch mehr in die Tiefe geführt. Nach seinem Abschied von Trevrizent und der Vergabung jener früheren Sünden trifft er mit dem tapferen Gawan zusammen und hätte um ein Haar den Verwandtenmord an Ither wiederholt, wenn sich die Kämpfenden nicht noch im letzten Augenblick dank der Dazwischenkunft zweier Artusritter erkannt hätten. Eben noch frohgemut und befreit von Sündenschuld und -schwere, muß er sich nun sofort wieder als „unselig“, „unwert“ und „schuldig“ ob dieses „Frevels“ bezeichnen (688, 22 ff.).

Doch noch härter sollte er gedemütigt werden. Im Kampf mit seinem Halbbruder Feireiß zerspringt ihm das Schwert, das er einst dem toten Ither abgenommen, auf seines Gegners Helm. — „Gott wollte nicht, daß der Leichenraub dem Parzival in seiner Hand taugen sollte!“ (744, 14—16) — und ohnmächtig sieht er den sicheren Tod vor Augen, den er bedenkenlos so manchesmal anderen bereitet hatte. All sein Vertrauen auf Gott (741, 26 f.: „Der Christ vertraut' auf seinen Gott, / seitdem von Trevrizent er schied“) scheint wieder einmal umsonst gewesen zu sein, Gottes Hilfe scheint für ihn gänzlich verloren. Aber Gott führte ihn nur in diesen grauenhaften Abgrund, an diese Grenze seiner Existenz, um seine Selbstsicherheit vollends zu erschüttern, um ihn ganz demüti zu machen und damit reif für seine Gnade.

Durch Feireiß schenkt er ihm sein Leben neu. Und dem Gnadengeschenk des Lebens folgt das Gnadengeschenk der göttlichen Erwählung zum König des Grals.

Schon Sigune hatte dem Vetter, der vier Jahre lang auf der Suche nach der Gralsburg umhergeirrt war, eröffnet: „Es muß ganz unwissend geschehn, / wenn jemand soll die Burg erspähn. / Denn wer sie sucht fleißiglich, / gerade der findet sie nicht“ (250, 29 f. und 26 f.). Und ebenso hatte Trevrizent ihm in seiner Not und

Sehnsucht bedeutet: „Den Gral kann niemand erjagen, / als der im Himmel so bekannt, / daß er zum Gralsdienst wird benannt“ (468, 12—14; vgl. 472, 1—17 und 786, 2—7). Als dann Kundrie, die Gralsbotin, erscheint und das Wunder seiner Berufung verkündet (781, 13—16), da muß Parzival in allem Glück beschämt und demütig bekennen: „Ich sündhafter Mensch!“ — „So hat Gott wohl an mir getan“ (783, 7 und 10). Dieser Überwältigung durch Gottes Gnade entspricht es, wenn er auch auf der Gralsburg seine Sendung zur Erlösung des Anfortas von Gottes Güte abhängig weiß („Wenn Gottes Güte an mir siegt, wird es erfahren diese Schar“: 795, 22 f.) und — nach dreimaligem Kniefall vor dem Gral zu Ehren der heiligen Trinität — erst im Gebet um Rat ringt, bis er die schicksalwendende Frage an den leidenden Oheim richtet (795, 24—29).

So wunderbar ist Gottes Gnadenführung, daß selbst der fromme Trevrizent, der auf die Kunde von der Heilung seines Bruders Anfortas inbrünstig die Wunderwege Gottes preist („Geheimnisvoll ist Gottes Tat! / Wer saß je in seinem Rat? / Wer weiß das Ende seiner Kraft?“ 797, 23—25), doch die Absolutheit dieser Gnade und ihren Sieg auch über Parzivals Seele nicht ahnt und sieht. Er wähnt den Neffen noch in seiner früheren selbstsicheren, trotzig-kämpferischen Haltung und meint fassungslos: „Ein größres Wunder gibt's nicht leicht: / daß ihr durch Zorn es habt erreicht, / daß Gottes ew'ge Trinität / eurem Willen Gewährung tät. / Bis jetzt zu keinen Zeiten / mocht' man den Gral erstreiten“ (798, 2—5. 24—26). Und wenn er danach Parzival ermahnt: „Nun kehrt zur Demut euren Sinn!“ (798, 30), so weiß er nicht, daß Gott seinen Helden durch die letzten Kämpfe bereits ganz tief in eben diese Demut hineingeführt hatte.

Klar stehen die Sterne der Treue und Gnade Gottes über diesem Lebensweg, vom Auszug aus der Waldeinsamkeit bei der Mutter Herzeloide an bis hin zur Königswahl beim heiligen Gral. Wer sähe nicht die absichtliche Zeichnung dieses Gotteswegs durch Wolfram? Und wer wollte die bewußt christlich-neutestamentliche Linienführung leugnen? Schritt für Schritt sind Parzivals Führung und Erfahrung ein Beleg und eine lebendige Illustration für die Wahrheit des biblischen Zeugnisses: „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel“ (Joh. 3, 27). „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach dem Vorsatz berufen sind“ (Röm. 8, 28). „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen“ (Röm. 9, 16). „So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“ (Röm. 3, 28). „Demütiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen“ (Jak. 4, 10; vgl. I. Petr. 5, 5 f.). „Du hast mich treulich gedemütigt“ (Psalm 119, 75). „Sind wir untreu

(Luther: „Glauben wir nicht“), so bleibt Er treu; Er kann sich selbst nicht verleugnen“ (II. Tjm. 2, 13).

Dies Hohelied von der Treue Gottes ist unüberhörbar. In ihm spüren wir Wolframs ureigenstes Bekenntnis. Auch diese neutestamentlich-christliche Seite seiner Dichtung ist seine besondere Leistung und sein allerpersönlichstes Werk. Durch solches Bekennen und Gestalten beweist er sich „als urtümlicher religiöser Genius“, nicht nur im Blick auf seine Zeit⁵⁾. Seine Stimme behält Gewicht auch in unseren Tagen. Denn was er von der Treue Gottes künden will, ist ebenso zeitlos, wie was er uns unter Parzivals Namen vom Menschen sagt. Er kennt den Menschen, nicht nur den ritterlichen Menschen seiner Tage, in seinem Werden und Wachsen, zumal seinem Hineinwachsen in den christlichen Glauben, er kennt ihn in seinem Ringen und in der Glaubensnot seines „Zweifels“. Er weiß um das Ausgeliefertsein an die Mächte des Ich bis hin zum titanischen Gottestrotz und Gotteshaf.

Der Seelsorger wird bei Wolfram ebenso die Kraft der Seelenführung und -betreuung bewundern wie der Religionspädagoge die einzigartige, wohlüberlegt voranschreitende und dem inneren Reifen Parzivals entsprechende Unterweisung im christlichen Glauben (Belehrung durch die Mutter: 119, 18 ff.: Gott; durch Gurnemanz: 169, 18 ff.: Messe; durch Kahenis: 448, 2 ff.: II. Artikel; durch eigene Betrachtung der Natur: 451, 9 ff.: I. Artikel; durch Trevrizent: 461, 28 ff.: Heilige Schrift, Erschaffung und Sünde der ersten Menschen, Gottes Erbarmung in Christus, Sünde, Buße, Vergebung und Gnade: III. Artikel). Der Kenner germanischen Glaubens wird bei der Schilderung von Parzivals erstem, später zusammenbrechendem Glauben an das *do ut des* = Verhältnis der Isländer ihrem Freundgott Thor gegenüber denken und in Parallele zu Parzivals Gotteshaf an die „gottlosen Männer“ des Nordens mit ihrem Sichverlassen auf „die eigene Macht und Stärke“. Der Religions- und der Rassenpsychologe werden diesen germanischen Einschlag in der Zeichnung unseres Helden ebenso zur Kenntnis nehmen wie alle sonstigen germanisch-deutschen Eigenschaften und Züge.

Vor allem aber wird der evangelische Christ und Theologe bei Wolfram die Herztöne des Glaubens hören, die uns vom Neuen Testament und von Luther her vertraut sind. Wie religiöse Morgenluft weht es da und dort durch diese fünfundzwanzigtausend Verse. Nicht als ob Wolfram irgendwo den religiösen Reformator herauskehrte oder ausdrücklich gegen die katholische Kirche seiner Zeit und ihre Lehre polemisierte.

5) G. Weber, Der Gottesbegriff des „Parzival“, S. 46. Vgl. auch W. Dilthey, a. a. O. S. 130: „Parzival ist das größte religiöse Gedicht des Mittelalters nach Dantes Göttlicher Komödie“ und G. Bäumer, a. a. O. S. 72 f.: „Parzival ist ein Markstein in der Geschichte der deutschen Frömmigkeit“.

Aber innerlich ist er über die Enge spezifisch römisch-katholischer Einstellung hinausgewachsen. Denn Kirche und Priester spielen in der ganzen Dichtung nur eine gänzlich nebengeordnete Rolle. Vom Papst ist überhaupt keine Rede, ebensowenig von Marien- und Heiligenverehrung. Und der Mittleranspruch der katholischen Kirche wird durch Trevizents, des Laien, Sündenvergebung an Parzival — bei aller Würdigung der Priester in den unmittelbar vorangehenden Versen (502, 9 ff.) — tatsächlich beseitigt und aufgehoben. So wird das katholische Bußsakrament entmächtigt. Die übrigen Sakramente, deren Siebenzahl damals freilich noch nicht offiziell festgelegt war, werden außer dem Abendmahl (der Messe) und der Taufe gar nicht erwähnt. Und diese beiden auch von Luther später allein beibehaltenen heiligen Handlungen gewinnen in Wolframs Beleuchtung ein neues, unkatholisches, weltoffeneres, aber doch tief christusfrommes Gesicht: Die nur dann und wann nebenbei genannten Messen sind überstrahlt von der Gralsfeier, wo die vom Himmel überbrachte Hostie Gesundheit und Frieden, Leben und Erhaltung, Gemeinschaft und Verpflichtung wirkt, von Schuld und Elend befreit und Gottes Segen und Gnade verteilt. Und die Taufe ist das heilige Sinnbild der „Treue ohne Wanken“: „Die Tauf' soll lehren Treue, / seit unsere Eh', die neue, (= der neue Bund Gottes mit den Menschen in Christus) / nach Christus ward genannt, / und Christ ist treu erkannt“ (752, 27—30; vgl. 751, 12 f. und 816, 25—30).

So nimmt Wolfram von Eschenbach auch bei dieser Erwähnung der Taufe als der Grundlage alles christlichen Lebens und Glaubens sein Hauptthema von der Treue Gottes und der Treupflicht menschlichen Vertrauens wieder auf und beweist zugleich hier wie in seinem ganzen köstlichen Werke die ungeheure Formkraft eines praktisch romfreien, deutschen Christentums.